

Text 1

Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater (1980)

Das Lesen der Kriegstagebücher seines Vaters, des Schriftstellers Eberhard Meckel (1907 – 1969), verändert das Bild, das sich Christoph Meckel von seinem Vater gemacht hat. Im Roman „Suchbild“ hat er seine Auseinandersetzung literarisch verarbeitet.

Auszüge aus den Notizen meines Vaters (II)

5 *Im Abteil eine Frau, in Lemberg zivilangestellt; sie erzählt von einem Frühstück in einem Warschauer Lokal, das 4000 Zloty gekostet hat, von den Schiebereien und Geschäftsmethoden der Deutschen allenthalben in der Verwaltung. Bestechungen, Überpreise und dergleichen mehr, vom KZ in Auschwitz usw. – Als Soldat ist man doch so fern all dieser Dinge, die einen im Grunde auch gar nicht interessieren; man steht für ein ganz anderes Deutschland draußen und will später im Kriege sich nicht bereichert haben, sondern ein sauberes Empfinden besitzen. Ich habe nur Verachtung für diesen zivilen Unrat. Man ist*
10 *vielleicht dumm, aber Soldaten sind ja stets die Dummen, die es bezahlen müssen. Dafür haben wir aber eine Ehre, die uns keiner raubt. (24.1.44)*

Auf einem Umweg zum Mittagessen Zeuge der Erschießung von 28 Polen, die öffentlich an der Böschung eines Sportplatzes vor sich geht. Tausende umsäumen Straßen und Ufer des Flusses. Ein wüster
15 *Leichenhaufen, in allem Schauerlichen und Unschönen jedoch ein Anblick, der mich äußerst kalt lässt. Die Erschossenen hatten zwei Soldaten und einen Reichsdeutschen überfallen und erschlagen. Muster eines Volksschauspiels der neuen Zeit. (27.1.44)*

Ich hatte nicht die Absicht, mich mit meinem Vater zu beschäftigen. Über ihn zu schreiben erschien mir nicht nötig. Der Fall, ein Privatfall, war abgeschlossen. Ich hätte Erinnerungen an ihn notiert, ohne die
20 Absicht, etwas daraus zu machen. Ich hätte vermutlich nicht länger an ihn gedacht. Neun Jahre nach seinem Tod kommt er wieder zurück und zeigt sein Profil. Seit ich seine Kriegstagebücher las, kann ich den Fall nicht auf sich beruhen lassen; er ist nicht länger privat. Ich entdeckte die Notizen eines Menschen, den ich nicht kannte. Diesen Menschen zu kennen war nicht möglich, ihn für möglich zu halten – unzumutbar. Was ich von seiner NS-Zeit wusste, kannte ich nur aus dem, was er selber sagte. Das war die
25 gereinigte Darstellung seiner Rolle, alles in allem ein unverfänglicher Wortlaut. Dass nichts so harmlos war, wie er das sagte, wurde angenommen, es blieben noch Zweifel. Es gab seine Lyrik und Prosa aus zwanzig Jahren, die nationale Tendenz war unverkennbar. Aber es gab, trotz allem, keinen Grund, einen anderen Menschen für möglich zu halten als jenen, der gegenwärtig und gut bekannt war. Der Mensch, den ich kannte oder zu kennen glaubte, war nur ein Teil jenes andern, den keiner kannte. Nachdem ich den
30 einen und den andern kenne, fehlt eine Tagesordnung, zu der ich übergehn kann.

Er wurde als Gefreiter in Lodz stationiert. Abgesehn von Urlauben aller Art, in denen sich Hoffnung auf Leben zusammendrängte (er fuhr selbst für wenige Tage in den Schwarzwald), war er Soldat und wurde es immer mehr. Im Verlauf dreier Dienstjahre stieg er zum Leutnant auf. Die Stationen seiner militärischen
35 Laufbahn (mit Sondereinsätzen und Spezialausbildung) waren Warschau, Wilna, Witebsk, Brest-Litowsk, Minsk, Kutno und Orel. An Wochenendtagen unternahm er Ausflüge in die erreichbare Landschaft Polens. Obwohl er immer wieder vom Fronteinsatz träumte, stand er in der Etappe bis fast zuletzt.

Der Anfang war schrecklich. Es gelang ihm nicht, sich umzugewöhnen. Der Abschied vom zivilen Leben, und mehr noch von seiner Familie, schien unüberwindbar (die Forderung zum Parteieintritt entfiel – das war der einzige Vorteil seiner Lage). Das Kasernen- und Männermilieu war kaum zu ertragen. Täglicher
40 Drill setzte den Geist- und Elitemenschen zum gewöhnlichen Befehlsempfänger herab. Die Gleichförmigkeit des Geschliffenwerdens zermürbte den Willen und machte depressiv. Ödigkeit jahrelangen Wacheschiebens. Divisions- und Kasernenwache, Depotbewachung, Wache an Wehrmachtsstadion und Bahngelände. Er memorierte Sternbilder und Gedichte und träumte sich in seine Landschaft zurück. Soldatsein hieß funktionieren, er funktionierte. Funktionieren hieß Wacheschieben und
45 stehen, wo man stand. Innere Disziplin war Ehrensache. Er verlangte sich Haltung ab, in jedem Fall, und verlegte Verzweiflungsanfalle in die Nacht. Immerhin war er beim Wacheschieben allein.

Er war ein zuverlässiger Kamerad. Kameradschaft wurde, für ihn und jeden, zum Grundsatz, der die Misere in Grenzen hielt. Sie wurde zur internen Ideologie.

- Aus: Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983, S. 42–45.
Copyright Claassen 1980 by Claassen Verlag GmbH, Düsseldorf.

Aufgaben

- 1.** Lesen Sie die Ausschnitte aus den Notizen des Vaters. Klären Sie, wie er mit Informationen und eigenen Erlebnissen umgeht. Schreiben Sie einen kurzen Kommentar, wie die Ausschnitte auf Sie wirken.
- 2.** Untersuchen Sie die Suchbewegung und das Nachdenken Christoph Meckels. Erläutern Sie, inwiefern die Auseinandersetzung mit dem Vater nicht nur ein „Privatfall“ ist.

Text 2

Herta Müller: *Herztier* (1994)

Der Roman „Herztier“ erzählt von vier befreundeten Studenten, drei Männern und einer Frau, die unter der Diktatur des Ceausescu-Regimes¹ in Rumänien leiden und „vom Fluchtgedanken“ lebten. Zur Heimat, die sie verlassen müssen, gehören auch die Kindheitserinnerungen der Ich-Erzählerin.

Ein Vater hackt den Sommer im Garten. Ein Kind steht neben dem Beet und denkt sich: Der Vater weiß
5 was vom Leben. Denn der Vater steckt sein schlechtes Gewissen in die dümmsten Pflanzen und hackt sie
ab. Kurz davor hat das Kind sich gewünscht, dass die dümmsten Pflanzen vor der Hacke fliehen und den
Sommer überleben. Doch sie können nicht fliehen, weil sie erst im Herbst weiße Federn bekommen. Erst
dann lernen sie fliegen.

Der Vater musste nie fliehen. Er war singend in die Welt marschiert. Er hatte in der Welt Friedhöfe
10 gemacht und die Orte schnell verlassen. Ein verlorener Krieg, ein heimgekehrter SS-Soldat, ein frisch
gebügeltes Sommerhemd lag im Schrank, und auf dem Kopf des Vaters wuchs noch kein graues Haar.
Der Vater stand frühmorgens auf, er legte sich gerne ins Gras. Er sah sich im Liegen die rötlichen Wolken
an, die den Tag brachten. Und weil der Morgen noch so kalt war wie die Nacht, mussten die rötlichen
Wolken den Himmel zerreißen. Am Himmel oben kam der Tag, unten im Gras kam in den Kopf des Vaters
15 die Einsamkeit. Sie trieb den Vater rasch an die warme Haut einer Frau. Er wärmte sich. Er hatte Friedhöfe
gemacht und machte der Frau schnell ein Kind.

Die Friedhöfe hält der Vater unten im Hals, wo zwischen Hemdkragen und Kinn der Kehlkopf steht. Der
Kehlkopf ist spitz und verriegelt. So können die Friedhöfe nie hinauf über seine Lippen gehen. Sein Mund
trinkt Schnaps aus den dunkelsten Pflaumen, und seine Lieder sind schwer und besoffen für den Führer.

20 Die Hacke hat einen Schatten im Beet, der hackt nicht mit, der Schatten steht still und sieht in den
Gartenweg. Da pflückt ein Kind sich die Taschen voll mit grünen Pflaumen.

Zwischen den abgehackten dümmsten Pflanzen sagt der Vater: Grüne Pflaumen soll man nicht essen, der
Stein ist noch weich, und man beißt auf den Tod. Niemand kann helfen, man stirbt. Am hellen Fieber
brennt dir von innen das Herz aus.

25 Die Augen des Vaters sind verschwommen, und das Kind sieht, dass der Vater es liebt wie eine Sucht.
Dass er sich in seiner Liebe nicht halten kann. Dass er, der Friedhöfe gemacht hat, dem Kind den Tod
wünscht.

Darum isst das Kind die Taschen mit den Pflaumen später leer. Alle Tage, wenn der Vater das Kind nicht
sieht, versteckt es im Bauch halbe Bäume. Das Kind isst und denkt sich, dies ist zum Sterben.

30 Aber der Vater sieht das nicht, und das Kind muss nicht sterben.

Die dümmsten Pflanzen waren Milchdisteln. Der Vater wusste was vom Leben. So wie jeder, der was vom
Tod sagt, weiß, wie es im Leben weitergeht.

– Aus: Herta Müller: *Herztier*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1994, S. 21 f.

¹ Nicolae Ceausescu (1918–1989); rumänischer Staatspräsident seit 1974, der mithilfe der Geheimpolizei Securitate bis zum Zusammenbruch des Ostblocks diktatorisch regierte.

Aufgabe

1. Untersuchen Sie die Bilder, mit denen die Ich-Erzählerin ihren Vater charakterisiert. Stellen Sie Bezüge her zwischen seinen Verhaltensweisen und der „Unfähigkeit zu trauern“.

Text 3

Bernhard Schlink: Der Vorleser (1995)

Der Ich-Erzähler verliebt sich als Jugendlicher in Hanna, eine junge Frau. Plötzlich entschwindet sie aus seinem Leben. Als Jurastudent sieht er sie in einem Gerichtssaal wieder: Sie ist wegen Verbrechen als KZ-Aufseherin angeklagt und wird zu 18 Jahren Haft verurteilt.

Ich sah Hanna im Gerichtssaal wieder.

- 5 Es war nicht der erste KZ-Prozess und keiner der großen. Der Professor, einer der wenigen, die damals über die Nazi-Vergangenheit und die einschlägigen Gerichtsverfahren arbeiteten, hatte ihn zum Gegenstand eines Seminars gemacht, weil er hoffte, ihn mit Hilfe von Studenten über die ganze Dauer verfolgen und auswerten zu können. Ich weiß nicht mehr, was er überprüfen, bestätigen oder widerlegen wollte. Ich erinnere mich, dass im Seminar über das Verbot rückwirkender Bestrafung diskutiert wurde. Genügt es, 10 dass der Paragraph, nach dem die KZ-Wächter und -Schergen verurteilt werden, schon zur Zeit ihrer Taten im Strafgesetzbuch stand, oder kommt es darauf an, wie er zur Zeit ihrer Taten verstanden und angewandt und dass er damals eben nicht auf sie bezogen wurde? Was ist das Recht? Was im Buch steht oder was in der Gesellschaft tatsächlich durchgesetzt und befolgt wird? Oder ist Recht, was, ob es im Buch steht oder nicht, durchgesetzt und befolgt werden müsste, wenn alles mit rechten Dingen zuginge? Der Professor, ein 15 alter Herr, aus der Emigration zurückgekehrt, aber in der deutschen Rechtswissenschaft ein Außenseiter geblieben, nahm an diesen Diskussionen mit all seiner Gelehrsamkeit und zugleich mit der Distanz dessen teil, der für die Lösung eines Problems nicht mehr auf Gelehrsamkeit setzt. „Sehen Sie sich die Angeklagten an – Sie werden keinen finden, der wirklich meint, er habe damals morden dürfen.“ Das Seminar begann im Winter, die Gerichtsverhandlung im Frühjahr. Sie zog sich über viele Wochen hin. 20 Verhandelt wurde montags bis donnerstags, und für jeden dieser vier Tage hatte der Professor eine Gruppe von Studenten eingeteilt, die ein wörtliches Protokoll führten. Am Freitag war Seminarsitzung und wurden die Ereignisse der vergangenen Woche aufgearbeitet. Aufarbeitung! Aufarbeitung der Vergangenheit! Wir Studenten des Seminars sahen uns als Avantgarde der Aufarbeitung. Wir rissen die Fenster auf, ließen die Luft herein, den Wind, der endlich den Staub 25 aufwirbelte, den die Gesellschaft über die Furchtbarkeiten der Vergangenheit hatte sinken lassen. Wir sorgten dafür, dass man atmen und sehen konnte. Auch wir setzten nicht auf juristische Gelehrsamkeit. Dass verurteilt werden müsse, stand für uns fest. Ebenso fest stand für uns, dass es nur vordergründig um die Verurteilung dieses oder jenes KZ-Wächters und -Schergen ging. Die Generation, die sich der Wächter und Schergen bedient oder sie nicht gehindert oder sie nicht wenigstens ausgestoßen hatte, als sie sie nach 30 1945 hätte ausstoßen können, stand vor Gericht, und wir verurteilten sie in einem Verfahren der Aufarbeitung und Aufklärung zu Scham. Unsere Eltern hatten im Dritten Reich ganz verschiedene Rollen gespielt. Manche Väter waren im Krieg gewesen, darunter zwei oder drei Offiziere der Wehrmacht und ein Offizier der Waffen-SS, einige hatten 35 Karrieren in Justiz und Verwaltung gemacht, wir hatten Lehrer und Ärzte unter unseren Eltern, und einer hatte einen Onkel, der hoher Beamter beim Reichsminister des Inneren gewesen war. Ich bin sicher, dass sie, soweit wir sie gefragt und sie uns geantwortet haben, ganz Verschiedenes mitzuteilen hatten. Mein Vater wollte nicht über sich reden. Aber ich wusste, dass er seine Stelle als Dozent der Philosophie wegen der Ankündigung einer Vorlesung über Spinoza¹ verloren und sich und uns als Lektor eines Verlags für Wanderkarten und -bücher durch den Krieg gebracht hatte. Wie kam ich dazu, ihn zu Scham zu 40 verurteilen? Aber ich tat es. Wir alle verurteilten unsere Eltern zu Scham, und wenn wir sie nur anklagen konnten, die Täter nach 1945 bei sich, unter sich geduldet zu haben. Wir Studenten des Seminars entwickelten eine starke Gruppenidentität. Wir vom KZ-Seminar – zunächst nannten die anderen Studenten es so und bald auch wir selbst. Was wir machten, interessierte die anderen nicht; es befremdete viele, stieß manche geradezu ab. Ich denke jetzt, dass der Eifer, mit dem wir 45 Furchtbarkeiten zur Kenntnis nahmen und anderen zur Kenntnis bringen wollten, tatsächlich abstoßend

¹ Baruch Spinoza (1632–1677), holländischer Philosoph jüdischer Abstammung; schockierte vor allem die Kirche durch die Auffassung, Gott sei mit der Natur identisch (Pantheismus).

war. Je furchtbarer die Ereignisse waren, über die wir lasen und hörten, desto gewisser wurden wir unseres aufklärerischen und anklägerischen Auftrags. Auch wenn die Ereignisse uns den Atem stocken ließen – wir hielten sie triumphierend hoch. Seht her!

50 Ich hatte mich aus schlichter Neugier zum Seminar gemeldet. Es war einmal etwas anderes, nicht Kaufrecht und nicht Täterschaft und Teilnahme, nicht Sachsenspiegel² und keine rechtsphilosophischen Altertümer. Das großspurige, überlegene Gehabe, das ich mir angewöhnt hatte, habe ich auch in das Seminar mitgebracht. Aber im Laufe des Winters konnte ich mich immer weniger entziehen – nicht den Ereignissen, über die wir lasen und hörten, und nicht dem Eifer, der die Studenten des Seminars ergriff.
55 Zunächst machte ich mir vor, ich wolle nur den wissenschaftlichen oder auch den politischen und den moralischen Eifer teilen. Aber ich wollte mehr, ich wollte das gemeinsame Eifern teilen. Die anderen mögen mich immer noch als distanziert und arrogant empfunden haben. Ich selbst hatte während der Wintermonate das gute Gefühl, dazuzugehören und mit mir und dem, was ich tat, und denen, mit denen ich's tat, im Reinen zu sein.

– Aus: Bernhard Schlink: Der Vorleser, Zürich: Diogenes Taschenbuch Verlag 1997, S. 86–89. Copyright Diogenes Verlag Zürich 1995.

² Sachsenspiegel, zwischen 1220 und 1235 entstandenes Rechtsbuch in niederdeutscher Sprache, welches das überlieferte sächsische (Gewohnheits-)Recht aufzeichnet.

Aufgabe

1. Klären Sie, wie der Ich-Erzähler seine Motive und die seiner Mits Studenten beurteilt, an der „Aufarbeitung der Vergangenheit“ mitzuwirken.